

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 222 (1943)

Artikel: Die englische Sechs
Autor: Schwertenbach, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die englische Geths.

Vom Wolf Schwerenbach.

In dem sonst recht selbstzufriedenen Städtchen herrschte bei Bürgern und Bauern Panik und Ratlosigkeit. Seit Neumond waren vier stattliche Häuser einem geheimnisvollen Brandstifter zum Opfer gefallen. „Vorsätzliche Brandlegung“, sagten die Sachverständigen; unter Asche und Trümmern fanden sie Reste zersprengter Bierflaschen. Dazu erklärte stirnrunzelnd der Kantonschemiker, die Flaschen hätten eine hochgradig explosionsgefährliche Flüssigkeit enthalten. Nicht genug damit. Die zynische Inschrift eines leiblichen Teufels setzte dem verbrecherischen Spiel die Krone auf. Sie lautete: „Oh heiliger St. Florian, verschone unsere Häuser, zünd lieber dieses an!“ Auf Asbeststellern, wie sie unsere Hausfrauen am Kochherd verwenden, waren solche Worte zu lesen und darunter stand jeweils Datum und Zeitpunkt der stattgehabten Brandlegung. Das war selbst für vorbildlich beherrschte Gemüter zuviel.

Längst hatte man die Ortspolizei verstärkt und eine Bürgerwehr organisiert, doch alles schien dem nächsten Hexensabbat nicht gewachsen zu sein, denn in der nächsten Woche brannte die Buchdruckerei am Schulhausplatz als fünfte Niesenfackel bis auf die Mauern nieder. Wiederum fand man unter den Trümmern jene diabolische Inschrift auf Asbest.

In höchster Not baten die machtlosen Kleinstädter die Kriminalabteilung der Großstadt um Hilfe. Doch bis der geschulte Kriminalist zur Stelle war, wurden an den Wirtshausstischen Verdächtigungen und Mutmaßungen erzwungen. Sowohl Buchdrucker Weber als Sattlermeister Vogel bestanden darauf, in den Schreckensnächten eine Schattengestalt mit riesigem Kopf und Felssohlen wahrhaftig und klaren Sinnes erblickt zu haben. Das müsse ein Phantom sein, faselte der bleiche Pfarrvikar in Furcht und Nöten. „Es gibt keine Gespenster“, beteuerte dagegen Zimmermeister Liechti. Im Lehrerzimmer zuckte der erste bestimmt ausgesprochene Verdacht wie ein Dolch auf. Die männliche Vernunft verlangte ihr Recht, und so hieß es, aus dem Unglück röge einzig Alt-Lehrer Schröbli und jetziger Versicherungsagent einen Vorteil. Bei ihm summe es wie in einem Bienenhaus, weil jedermann, seine Feuerpolice auf Haus und Mobiliar überprüfend, feststellte, in einem Brandfall nicht voll auf gedeckt zu sein. Das Wiesland seiner Vergangenheit wurde umgeackert, und die Unsichtbaren fanden heraus, er sei früher seinen finanziellen Verpflichtungen nur „stotternd“ nachgekommen. Heute zahle er prompt.

So stand die Situation, als der geschulte Kriminalist unbemerkt ins Städtchen kam. Sorgfältig überprüfte er die Flaschenreste und es legte sich seine Stirne beim Studium der Aufschriften der Asbeststeller gewichtig in Falten. „6. Juli 36“ las er, und mit pfiffigem Gesicht brummte er vor sich hin: „Et, sieh da, die englische 6.“

In Begleitung des Statthalter-Stellvertreters Liechti suchte er gar bald den alten Schröbli auf. Immer noch drängten sich die Leute im kleinen Vorzimmer des Versicherungsagenten.

„Dein Geschäft floriert“, stichelte Liechti während der Unterhaltung, „eigentlich ziehst nur du aus dem Unglück Vorteil.“

„Es gibt kein Unglück, das nicht andern Vorteil brächte“, erwiderte der Lehrer, „die Bauhandwerker sind in noch größerem Maße Nutznießer.“

„Soll das ein Verdacht sein?“ fragte Zimmermeister Liechti feindlich.

„Eine Tatsache.“

Der Kriminalist machte dem Streit ein Ende und bat den Alten hinter dem Tisch, ihm die Policenummern der Feuerbeschädigten auf einen Zettel zu schreiben. Mißtrauisch gehorchte der ehemalige Schulmeister.

„Wir können gehen“, forderte der Kriminalbeamte Liechti auf, nachdem er einen prüfenden Blick auf die Zahlen geworfen hatte. Beide schauten ihn verständnislos an. „Wenn jedermann voll versichert ist, wird's kaum mehr brennen“, fauchte Liechti beim Weggehen und schlug die Türe ins Schloß.

„Und was nun?“ fragte er den Kriminalisten auf der Straße. „Auf zum Steueramt.“ „Ach so, – ich verstehe.“

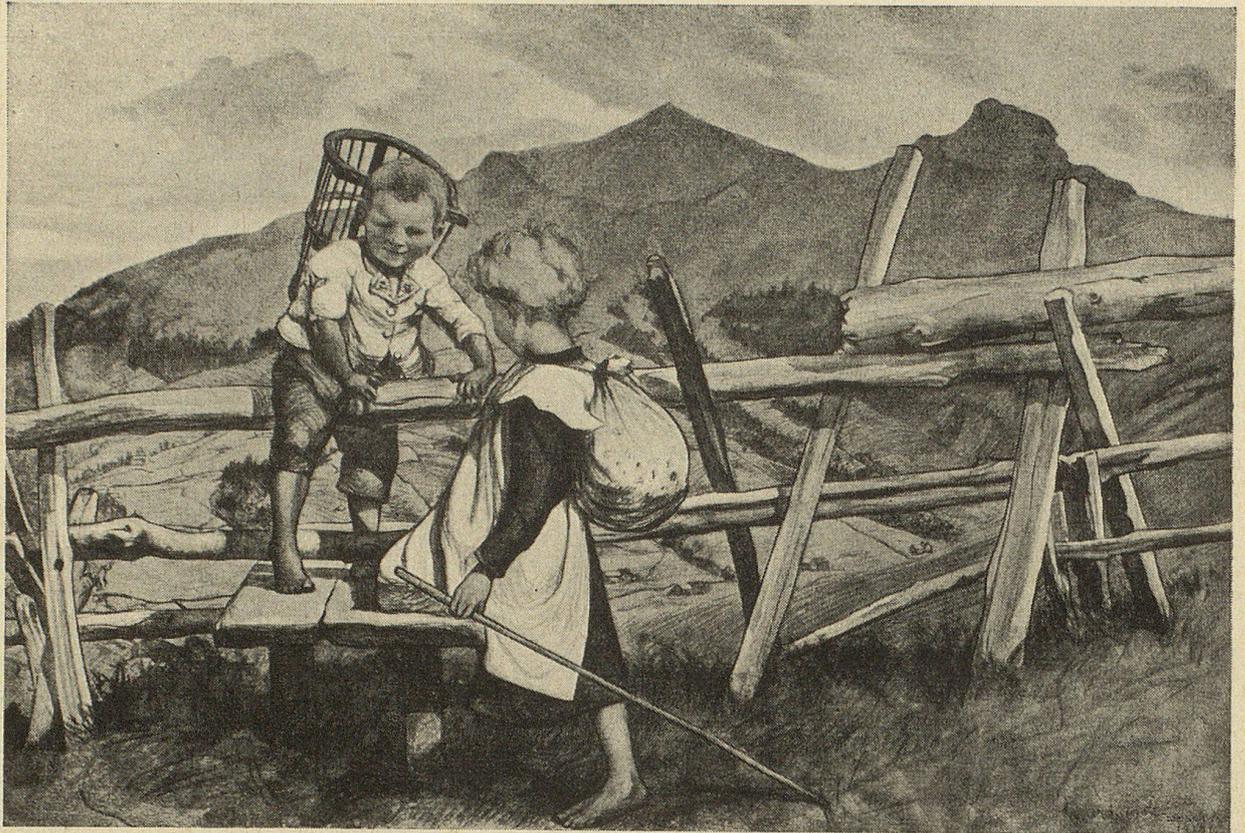
„Ich zweifle sehr“, war die lakonische Antwort. Dann trennten sich die Beiden. Beim Steuervorsteher legte man dem Kriminalisten die handschriftlich verfaßten Steuererklärungen der Bürger vor. Aufmerksam studierte er Blatt um Blatt. Verstoßen verschwand eines davon in seiner Rocktasche. Auf der Straße sprach ihn Feuerwehrrhauptmann Bär an: „Wie steht's? Endlich was neues? Wann bleibt das Phantom auf der Strecke?“ „Beim nächsten Brand, Herr Hauptmann!“

„Wie? Es muß noch einmal brennen, ehe Sie zugreifen wollen? Das ist ja Wahnsinn! Zum Kuckuck mit der Kriminalistik, wenn sie keine andere Wege kennt.“

„Wenn ich heute zupackte, würde man mir nicht glauben, Herr Hauptmann. Was für uns Kriminalisten Beweis genug ist, ist es noch lange nicht für Laienrichter. Wer das in unserem Beruf vergißt, erlebt schwere Enttäuschungen. Das durchleuchtete Ei kann nur der Kenner taxieren, der Laie will, daß man ihm die Schale zerfchlägt.“

Gegen Abend betrat der Kriminalbeamte in der Maske eines Hamburger Zimmermanns die Drogerie am Rathausplatz und verlangte eine Flasche sehr leicht entzündbare Flüssigkeit. Fräulein Schröbli, mit weit aufgerissenen Augen, verschwand ins Büro des Prinzipals. Dort wurde die Ortspolizei verständigt. Als sie wieder in den Laden trat, fragte der Fremdling auch noch nach einer feuerlöschenden Substanz.

Dem „Hamburger Zimmermann“, der schwer beladen die Drogerie verließ, folgte scheinbar unbemerkt ein Ortspolizist in Zivil. Gegen Abend betrat der „Zimmermann“ auch die Gaststube zur Krone. Die Bürger beim Abendschoppen stießen sich mit dem Arm an, als sie den sonderbaren Gast erblickten, denn der Drogist hatte ihnen längst sein Erlebnis im Laden ausgeplaudert. Bei Einbruch der Nacht verließ der „Hamburger“, gefolgt von seinem stillen Beobachter die tuschelnde Gaststätte und schlich im Dunkeln einer Gestalt nach, die sich aus dem Kreis der Wirtstischrunde davonmachte. Die auffällige Jagd ging durch dunkle Gäßchen ans Wasser hinunter. – Und dann flammte es jäh aus tiefem Dunkel auf. Feuer! Feuer! schrien erschrockene Men-



Schwierige Kletterei. Nach einem Bild von C. Liner, Appenzell.

schenstimmen, und im Widerschein greller Flammen sprang in der Tat ein Menschenschatten mit Eselsohren um die Ecke des Brandherdes.

Rasch entschlossen warf der Zimmermann die Flasche, die er im farbigen Taschentuch um die Schulter trug, in den Feuerherd und stürzte zwischen Fässern hindurch dem fliehenden Esels-Schatten nach. Aber eine rauhe Amtsstimme gebot: „Stillgestanden, oder ich schieße!“ – „Schafskopf“, knurrte der Kriminalist und riß seine Maske ab. Schon umstellten Menschen die Beiden. Das Feuerhorn heulte. Unter den Umstehenden erkannte der Kriminalist Alt-Lehrer Schröbli, den Steuervorsteher, und eben drängte sich auch Zimmermeister Liechti hinzu. Sie alle schüttelten ihre Köpfe. – „Wieder entkommen“, fluchte der Feuerwehrhauptmann.

„Nein, meine Herren“, sagte mit verhaltener Energie der Kriminalist. „Das Phantom mit den Eselsohren steht mitten unter Ihnen.“

Hatten sie richtig gehört? Was sollte das heißen? Jeder schaute den Nächstehenden mit süßsaurem Gesicht an, und da nur ehrbare Bürger zugegen waren, löste sich die Nervenanspannung in verlegenem Lachen.

„Reden Sie endlich“, befahl der Feuerwehrhauptmann, indem er sich in den Kreis stellte. Da sprang der Kriminalist auf eine Gestalt zu und riß ihr das Tuch, das sich bei der Brandlegung um den Kopf gebunden hatte, aus der Brusttasche des Rockes und stülpte es ihr über Kinn und Haarschopf: das Phantom

mit den Eselsohren! Die Umstehenden erlebten. Wie? Liechti, der Zimmermeister, der schändliche Brandstifter? Ungläubig schwiegen sie.

„Jawohl, – das nennt man strafbare Arbeitsbeschaffung, die direkt ins Zuchthaus führt“, klagte der Kriminalist an, „das Tuch mit den Eselsohren ist nur der augenfälligste Beweis, – für den Schriftsachverständigen Kriminalisten gibt es noch ein anderes und stärkeres Indiz: denn Liechti ist der Einzige am Ort, der die Zahl Sechs von unten nach oben schreibt.“ Dabei zog er Liechti's Steuererklärung aus der Tasche und fragte den völlig Ueberraschten: „Wo sind Sie in die Schule gegangen?“

„In Kanada“, lautete die Antwort.

„Wie? Aus der Zahl Sechs ist zu erkennen, ob sie von unten nach oben oder umgekehrt geschrieben wird?“ fragte der Feuerwehrhauptmann.

„Jawohl, es ist die englische Schreibweise. Man braucht nicht einmal Graphologe zu sein, um dies zu erkennen. Probieren Sie es zu Hause mit Tinte und Papier – keine Hexerei, alles nur Beobachtung.“

Nun löste sich der Menschentnäuel. Eine Erleichterung ging durchs Städtchen. Bis weit über die Polizeistunde saß man in Wirtsstuben und Häusern zusammen. Mit Tinte und Feder bewaffnet rückten die Bürger der kanadischen 6 auf den Leib. Als kleine Graphologen legten sie sich gewichtig zu Bett.